Ausgestorbene Krankheiten.

Von Dr. **Othmar Sterzinger.**

Ein eigenartiger Zauber liegt über allem Vergangenen. Wir verspüren ihn mit besonderer Deutlichkeit, wenn uns die merkwürdigen Gebilden der ausgestorbenen Tiere und Pflanzen, der Dinotherien und Flugdrachen, der Riesenfarne und Siegelbäume vor Augen geführt werden, wir verspüren ihn aber auch, wenn wir uns in die Chroniken und Geschichtsbücher der Vorfahren vertiefen und lesen, was für seltsame und gewaltige Seuchen in früheren Zeiten gewütet haben, besonders dann, wenn die Wissenschaft dazu gleichzeitig die Randbemerkung macht, daß sie ebenso wie die von ihnen heimgesuchten Geschlechter für immer im Schoße der Vergangenheit begraben liegen. Zwar so weit in die Vorzeit wie die Paläontologie kann die historische Pathologie nicht zurückgehen, da sie nicht nur auf den Bereich der geschichtlichen Ueberlieferung beschränkt bleibt, sondern außerdem noch eine nicht unerhebliche Beobachtungsgabe voraussetzt.

Die erste gutbeschriebene Seuche tritt uns erst im fünften Jahrhundert v. Chr. entgegen: es ist die attische Pest. Wohl wird uns schon früher von einzelnen rätselhaften Krankheiten berichtet, so von einem heftigen Bauchgrimmen, das die Philister befiel und bei dem vor dem eintretenden Tode die brandig gewordenen Eingeweide abgingen. Oder von der Epidemie, die nach der von David vorgenommenen Volkszählung die Israeliten befiel, 70,000 Menschen mordete und sich durch die ungewöhnliche Verschiedenheit der Formen auszeichnete, in denen sie auftrat. Während sie die einen beim letzten Geleite, das sie ihren dahingerafften Angehörigen gaben, mit einer derartigen Plötzlichkeit und unter Begleitung von heftigen Schmerzen befiel, daß sie, noch bevor die Bestattung zu Ende war, selbst schon ihrer bedurften, gehörte sie andere bezart ab, daß nach den Worten des Geschichtsschreibers kaum mehr etwas übrig war, was man hätte bestatten können. Wieder andern „verfinsterte sich das Gesicht", und sie erstickten unter heftigem Wehklagen. Diese Erscheinung ist besonders interessant, da fast zweitausend Jahre später bei der Belagerung von Damiette, also in derselben Gegend, von einer Ophtalopie berichtet wird, bei der die von ihr Befallenen bei geöffneten Augen nichts mehr sehen zu können behaupteten. Allein in allen diesen Fällen sind die Angaben zu spärlich und die Nachrichten zu unsicher, um irgendwelche wissenschaftliche Studien oder auch nur genauen Bestimmungen darauf gründen zu können.

Die attische oder athenienfische-Pest nun, deren Erscheinung Thukydides an sich selbst und andern beobachtet und in seinem „Peloponnesischen Krieg" der Nachwelt überliefert hat, erschien wenige Tage nach dem Einfall der Spartaner in Attika unvermutet in der Hafenstadt Piräus und verbreitete sich von da aus mit großer Schnelligkeit weiter. Sie hatte vorher in Aethopien, Aegypten, Lydien und auf einzelnen griechischen Inseln gehaust und war offenbar von dort — das Auftreten im Piräus deutet darauf hin — in Griechenland eingeschleppt worden. Die Krankheit befiel ihr Opfer plötzlich und in voller Gesundheit, mit heftiger Hitze im Kopfe und mit Rötung der Augen. Dann stieg sie langsam in das Körperinnere hinab, entzündete Zunge und Schlund und machte den Atem stinkend, hierauf ergriff sie die Lunge, welche Atte der Reihe nach von Niesen, Heiserkeit und starkem Husten begleitet waren. Als sie zum Magen gelangt war, begannen heftige galligie Entleerungen unter furchtbaren Schmerzen, die in ein leeres, krampfhaftes Schluchzen endeten. Dann trat sie an die Gedärme, erzeugte Geschwüre und nicht zu stillenden Durchfall. Schließlich befiel sie die äußersten Körperteile, die Schamteile, die Finger und die Zehen. Die Haut war dabei dunkelbleifarbig und überzog sich mit kleinen Blasen und Schwären. Während der Körper zum Anfühlen nicht sehr heiß war, wuchs die innere Hitze zu einer solchen Stärke an, daß die Kranken auch die dünnste Bekleidung nicht mehr ertrugen, in völliger Nacktheit dalagen und sich vor unermeßlichem Durst sogar in die Brunnen stürzten. Der Tod trat am siebenten oder neunten Tage, oft bei guten Kräften, ein; viele starben erst nachher an der durch die Durchfälle eingetretenen Schwäche, manche kamen mit dem Verlust der befallenen Gliedmaßen davon, während wieder andere, die dies alles glücklich überstanden hatten, von einer derartigen Vergeßlichkeit ergriffen wurden, daß sie weder sich selbst noch ihre Angehörigen erkannten. Es sind bei dieser Krankheit entschieden Züge vorhanden, wie die Röte der Augen, ferner die galligen Entleerungen, welche auf die indische Pest hinweisen, und einzelne Pathologen sprachen sie auch als solche an. Allein die Krankheit zeigt auch Eigenschaften, die der Beulenpest nicht zukommen, zum Beispiel den späten Eintritt des Todes (bei der Pest am 3. oder 5. Tage), der ganze Krankheitsverlauf, das Fehlen der Beulen oder Bubonen und die Nachkrankheiten. Man nimmt daher gegenwärtig an, daß es sich um eine untergegangene Krankheit handelt.

In ähnlicher Lage befinden wir uns gegenüber der nächsten großen Pandemie, der Antoninischen Pest, so genannt, weil ihr Auftreten die Regierung des Kaisers Marcus Antonius ausfüllt, der ihr schließlich selbst zum Opfer fiel. Sie scheint im Jahre 166 n. Chr. bei der Belagerung von Seleucia am Euphrat ausgebrochen zu sein und verbreitete sich von da, wahrscheinlich durch die heimkehrenden Krieger, über ganz Italien und die meisten römischen Provinzen bis hinüber nach England. Die Folge dieser Seuche war, daß ganze Städte ausstarben und angebaute Gegenden zur Wildnis oder zu Sümpfen wurden. Das römische Heer litt darunter so sehr, daß es, trotzdem man die Lücken mit Gladiatoren, Dalmatinern und Germanen ausfüllte, nach den Ausdrücken mehrerer römischer Schriftsteller fast bis zur Auflösung vernichtet wurde. Die Kennzeichen der Krankheit waren überreichender Atem und pestartige Färbung der Mundhöhle, schwarze Durchfälle und Erbrechen; und nachdem, wie Galenus, der große Mediziner, der die Krankheit beobachtet und aufgezeichnet hat, schrieb, die Befallenen so zugerüstet waren, überzog sich die ganze Haut mit schwarzen Pusteln, die eiterten und sich schließlich mit einer Kruste bedeckten. Manche schlafen daraus auf Blattern, hielten die Seuche für die rote Blatternepidemie überhaupt; indessen sprechen die Durchfälle und der Umstand, daß die Pusteln besonders bei den glücklichern Fällen auftraten, gegen eine solche Annahme. Hecker, der bekannte Verfasser der historischen Pathologie, vermutet eine untergegangene Typhusart.

Im neunten Jahrhundert trat das heilige oder Antoniusfeuer (ignis sacer) auf den Plan, eine Krankheit, die vornehmlich in Frankreich und Lothringen, aber auch im benachbarten Spanien, England und in einzelnen Teilen Deutschlands bis zum vierzehnten Jahrhundert in einer für uns nicht mehr vorstellbaren Weise wütete. So starben im südwestlichen Frankreich im Jahre 943 40,000 Personen, in einem späteren Jahre in Paris allein 14,000, andere Ortschaften wurden schlechthin verödet. Diese Krankheitserscheinungen bestanden hauptsächlich in einem brandigen, sehr schmerzhaft verlaufenden Absterben verschiedener Gliedmaßen. Die Haut erhob sich dabei gewöhnlich in strotzend vollen Blasen; wurde zuerst bläulich, dann maulbeerfarbig, schließlich schwarz und bedeckte sich mit Geschwüren, bis endlich das befallene Glied, faul geworden, abfiel. Eine innere Zehrglut begleitete bei äußerer Kälte diesen Prozeß, wobei in den meisten Fällen der Tod eintrat. Die Davongekommenen wurden mit verstümmelten Gliedern als Zeugen für die zukünftigen Zeiten aufbewahrt, so daß man an manchen Orten mehr Krüppel als gesunde Leute erblickte. Einzelne starben allein vom Geruch, den die eignen faulenden Körperteile ausströmten. Die Krankheit ergriff aber auch das Nervensystem und veranlaßte krampfhafte und wunderbare Verdrehungen oder bewirkte ekstatische und somnambule Zustände. In ihrer Angst strömten die Leute von weither in die Marienkirchen; aber ein ungeheurer Jammer und ein Entsetzen ohnegleichen schlug ihnen entgegen, als sie die angefüllten Gotteshäuser betraten und die Menge der vor furchtbaren Schmerzen Brüllenden erblickten, denen das Fleisch von den Füßen, von den Schienbeinen bis hinauf zu den Knien und Hüften abgestorben war, so daß ihnen nur noch die trockenen, kohlefarbigen Knochen, oder auch die nicht mehr herabhingen und die Kranken wie Strünke herumgetragen werden mußten. Manchmal ergriff die Krankheit auch die inneren Organe, in welchem Falle die Betroffenen sehr rasch starben, wie zum Beispiel im Jahre 993 in Aquitanien, wo die meisten Menschen in einer Nacht dahingerafft wurden.

Das ignis sacer ist als ausgestorben zu betrachten. Zwar würde einem, dem das Interesse an Vergangenem zu so frevelhafter Größe anwüchse, daß er seine Beschwörung versuchte, dieser Versuch aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen. Denn es gilt heute als ausgemacht, daß es die Vergiftungserscheinungen vom Genusse des Mutterkorns unseres Getreides sind. Daß es nicht früher auftrat, ist der späten Bekanntschaft mit dem Roggen, daß es jetzt nicht mehr vorkommt, der Einsicht in seine Ursachen zuzuschreiben. Ein Zusammenhang zwischen ihm und den Getreidekrankheiten war einzelnen schon damals aufgefallen, ja, ein Arzt berichtet sogar, daß ein mit Kleie von Mutterkorn gefüttertes Schwein seine vier Füße und die beiden Ohren verlor. Aber diese Erkenntnis rang sich erst nach dem vierzehnten Jahrhundert durch.

Als die merkwürdigste und gleichzeitig am besten beschriebene, für immer in das Grab der Zeiten versenkte Seuche ist der englische Schweiß zu bezeichnen. Er erschien mit der zu seinen Kennzeichen zählenden Plötzlichkeit im August des Jahres 1485 im Heere Heinrichs von Richmond, als es bei Bosworth Richard III. geschlagen hatte, und verbreitete sich von da in wenigen Wochen über ganz England. Er befiel vornehmlich Starke und Wohlgenährte, weniger Kinder, Arme und Greise. Wie ein Gespenst meldete sich die Krankheit gewöhnlich zur Nachtzeit an und schüttelte ihr Opfer zuerst in Frost, dann in Hitze. Bald darauf setzte ein außerordentlich heftiges Herzklopfen ein, begleitet von einer furchtbaren Angst. Jeder glaubte, in 24 Stunden unfehlbar eine Leiche zu sein. Dazu gesellte sich Atemnot, Kopfschmerz und ein Schmerz im Nacken, und unter diesen Erscheinungen brach ein derart reichlicher Schweiß von erschreckendem Geruch aus dem ganzen Körper hervor, daß nach dem Bericht eines Chronisten die Kranken förmlich darin schwammen. Weitere Symptome waren unlöschbarer Durst, weinende, singende Stimme, geschwollenes Aussehen, und unter rapidem Kräfteverfall, Irrereden und unüberwindlicher Schlafsucht trat bei unglücklichem Ausgang innerhalb vier bis fünf Stunden der Tod ein. Die Krisis entschied sich also sehr rasch; wer die ersten 24 Stunden überstanden hatte, konnte als gerettet angesehen werden. Die Krankheit erschien innerhalb siebzig Jahren fünfmal in England; davon griff sie nur einmal auf die Gebiete außerhalb Englands über. Gewöhnlich gingen ihrem Ausbruche heftige Regengüsse oder dicker Nebel voran. Die Furcht der Menschen vor dieser Krankheit war außerordentlich. Es soll in jenen Zeiten oft geschehen sein, daß, wenn im Freundeskreise ihr Name nur genannt wurde, der und ferner, von peinlicher Angst ergriffen wurde, die ihm das Blut stocken machte, daß er still, seines Verderbens gewiß, nach Hause schlich und am andern Tage bereits eine Leiche war. König Heinrich VIII. von England suchte der Seuche durch beständiges Umherziehen zu entgehen, bis er, der Unstetheit müde, in Totenhanger sein Verhängnis abzuwarten beschloß, umgeben von reinigenden Feuern und bewacht von seinen Ärzten.

Typisch für diese Krankheit war der außerordentlich rasche Verlauf. Als sie bei ihrem vierten Zuge im Jahre 1529 auch außerhalb England auftrat, dauerte beispielsweise ihr Aufenthalt in Hamburg nur neun Tage, während deren sie, nach der Zahl der hergestellten Särge gerechnet, 1100 Menschen tötete. In Danzig hielt sie sich nur fünf Tage auf und tötete hierbei 2000 Menschen; in Augsburg blieb sie sechs Tage, während deren sie 1500 Einwohner befiel und 800 hinüber in das Jenseits beförderte. Dabei kam es vor, daß während dieser kurzen Zeit manche zwei- bis viermal an ihr erkrankten. Das Schweißfieber war schneller als die damaligen Postkutschen und Reisewagen, d. h. die Krankheit trat früher an einem Orte auf, als die Kunde von ihr dorthin gelangt war. So kam es, daß sie innerhalb sechs bis sieben Wochen, vom 25. Juli bis Anfang September, ganz Deutschland verheert hatte. Wie ein ungeheurer Brand loderte sie über ganz Deutschland, Holland, Schweden und Norwegen empor, aber nicht von einem Punkte ausgehend und sich nach und nach verbreitend, sondern die Flamme schlug aus allen Orten, wie von selbst entzündet, gleichzeitig hervor.

Stellenweise vermehrte den unglücklichen Ausgang noch eine ganz verkehrte Behandlung; man glaubte, der Kranke müßte immer in schweißtreibender Hitze erhalten bleiben. So wurde er mit Federbetten und Pelzen bedeckt, der Ofen wurde geheizt, Türen und Fenster wurden sorgfältig verschlossen. „Oft legten sich noch Gesunde über ihn her und beschwerten ihn so, daß er kein Glied rühren konnte und in diesem Vorspiel der Hölle, in Angstschweiß gebadet, seinen Geist aufgab." Das englische Volk hatte, nachdem seine Aerzte völlig verzagt hatten, sich eine vernünftigere Heilmethode erfunden, bei der die Kranken ohne Nahrung und mit wenig mildem Getränk unter Vermeidung von Erhitzung und Erkältung die entscheidenden ersten 24 Stunden ausharren mußten.

Das sechstemal trat der englische Schweiß nach 250 Jahren im Städtchen Röttingen an der Tauber auf, währte dort von Ende November bis zum 5. Dezember 1802 und forderte in den ersten Tagen unzählige Opfer. Dann verschwand er und ward nicht mehr gesehen. Wohl aber blieb ein naher Verwandter im sogenannten Schweißfriesel im nordwestlichen Frankreich zurück.

Die britischen Inseln sind überhaupt ein Land eigenartiger Epidemien. Noch in neuerer Zeit wurde von Irland eine Krankheit berichtet, die inzwischen auch schon wieder als ausgestorben zu bezeichnen ist. Es ist dies der Button-Scurvy (Knopf-Skorbut), der wegen der Aehnlichkeit seines Hautauswuchses von den Aerzten auch Morula (Maulbeere) genannt wurde. Wann er zuerst erschien, weiß niemand, seine „Blütezeit" fällt in die Jahre 1823 bis 1851; aber schon 1883 wurde er von A. Hirsch als gänzlich erloschen angegeben. Seine Vorboten waren ein besonders nachts auftretendes heftiges Jucken; die Krankheit selbst begann mit dem Ausbruch kleiner roter Flecken, die sich allmählich über die Haut erhoben und zu erbsen- bis nußgroßen Geschwülsten anwuchsen. Sie wurden langsam blasser und blasser und sonderten eine wässerige Flüssigkeit ab, die bald in Gerinnseln ihre Ausflußstellen bedeckte. Mit Vorliebe brachen diese Auswüchse an den inneren Teilen der Extremitäten hervor, also namentlich an der Innenfläche der Hände, der Arme, der Schenkel und des Afters; ihre Zahl schwankte von eins bis fünfzig und darüber. Schließlich schrumpften die Geschwülste, die Schorfen fielen ab, und die übrigbleibenden roten Flecken hen bald der normalen Hautfarbe. Die Krankheit dauerte viele Monate und endete nur in besonders heftigen und langwierigen Fällen mit völliger Erschöpfung. Ueber ihre Ansteckungskraft bestand kein Zweifel, und zwar schien man sie von den Tieren überkommen zu haben.

Von besonderem Interesse sind die ausgestorbenen Geisteskrankheiten, wie wir eine solche beispielsweise in der im späten Mittelalter auftretenden Tanzwut zu verzeichnen haben. Sie entwickelte sich ziemlich gleichzeitig um das Jahr 1000 in Deutschland und Italien, wurde in Deutschland als Tanz des St. Johannes oder des heiligen Veit, in Italien aber als Tarantismus bezeichnet. Ihren Höhepunkt erreichte sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und nahm dann rasch ab, so daß sie in Deutschland zu Anfang des 17. Jahrhunderts als erloschen gelten konnte, was von Italien allerdings erst hundert Jahre später gesagt werden kann.

Wohl die stärkste Epidemie, die Deutschland sah, begann 1374 in Aachen. Im Monat Juli des genannten Jahres erschien dort eine sonderbare Rotte Menschen mit Blumengewind im Haar und mit Tüchern um den Unterleib, die durch einen eingesteckten Stock um den Nabel zusammengeschnürt werden konnten. Sie nahmen sich bei der Hand und begannen unter Hochspringen zu tanzen, bald auf den Plätzen, bald in den Häusern oder in den Kirchen, immer rasender und ohne sich um die Umstehenden zu kümmern, bis sie erschöpft zu Boden fielen. Dann schwoll ihnen der Unterleib auf, so daß sie sich durch das Zusammenschnüren der Tücher oder auch durch Fußtritte, die ihnen von den Zuschauern in bereitwilligster Weise erteilt wurden, zu helfen suchten. Während des Tanzes hörten und sahen sie nichts, sie riefen den Namen des heiligen Johannes oder den von Geistern an und sagten hernach aus, ein roter Strom von Blut schwelle gegen sie heran, so daß sie in die Höhe springen müßten; andere wieder sahen den Sohn Mariä und den offenen Himmel im Glanze seiner Heiligen. Gleichzeitig hatten sie lebhafte Idiosynkrasien, vor allem gegen die bemalt in die Mode gekommenen Schnabelschuhe und gegen die zu Harfe, und zwar in einem solchen Maße, daß man die Schnabelschuhe durch eine besondere Verordnung verbieten mußte. Eine ähnliche Antipathie zeigten sie gegen Weinrebe und gegen die Priester. Die Krankheit verbreitete sich von dort über die benachbarten Teile Deutschlands und der Niederlande und befiel vorwiegend Frauen und Männer aus den niederen Ständen und leichtsinnigen Charakters, während die Geistlichkeit und Reiche im allgemeinen verschont blieben. In Köln erkrankten an dieser Seuche mehr als 500, in Metz gar 1000. Bauern verließen ihre Felder, Handwerker ihre Werkstätte, Frauen ihr Heim, um sich dem rasenden Reigen anzuschließen, den auch Bettler und Lüstlinge als willkommene Gelegenheit für ihre Zwecke benutzten. Die Epidemie währte sechzehn Wochen, hielt dann nach, worauf sie einige Jahrzehnte später in Süddeutschland mit erneuter Macht ausbrach. Da diesmal in den Vorstellungen der Betroffenen an die Stelle des heiligen Johannes der heilige Veit getreten war, zu dessen Kapellen sie auch geleitet wurden, nannte man die Tanzsucht auch den Tanz des heiligen Veit. Die Krankheit, zu deren Bekämpfung der berühmte Hohenheimer Paracelsus einige treffliche Ratschläge gegeben hatte, nahm bereits im 16. Jahrhundert stark ab. Im 17. erlosch sie ganz. Zu seinem Beginn traf man nur mehr einzelne Personen, die alljährlich vor dem St. Veitstage zu den Kapellen des Heiligen wallfahrteten, um dort ihre üblichen Anfälle abzuwarten.

In Italien waren die Erscheinungen der Tanzwut, dem Volkscharakter entsprechend, etwas andre. Sie stand nicht unter dem Zeichen eines Heiligen, sondern unter dem der Tarantel, eines Tieres, das eigentlich eine Erdspinne ist, aber vielfach mit dem schon von den Römern her in einem schlechten Rufe stehenden, sonst aber gänzlich harmlosen Geschöpf der Sterneidechse verwechselt wurde, so daß sich deren sagenhafte Züge auf die Spinne übertrugen. Wer sich von dieser Spinne gebissen glaubte, und das wähnten sich bald sehr viele, hielt sich für dem Tode verfallen, versank in Melancholie, wurde unempfänglich für die gewöhnlichen Anregungen unter gleichzeitigem Verlust des Gesichts oder Gehörs, bekam aber eine gesteigerte Empfänglichkeit für die Musik, die ihn zu rasenden Tänzen antrieb. Auch hier traten lebhafte Idiosynkrasien zutage, nur waren sie andrer Art als in Deutschland. Das Rot, das dort verhaßt war, brachte die Kranken in eine derartige Verzückung, daß sie sich auf den gefärbten Gegenstand losstürzten, ihn küßten und herzten, bis sie endlich müde geworden, ihn mit dem schmachtenden Ausdruck von Verliebten stundenlang betrachteten. Eine ebenso auffällige Vorliebe hatten sie für die glänzenden Sachen und für die blaue Farbe des Meeres, so daß sie zum Meere förmlich wallfahrteten und sich schließlich in blinder Wut in seine Wellen stürzten. Ebenso wie den St. Veitstanzt begleitete den Tarantelstanz die Trommelsucht, das Aufschwellen des Unterleibes, dessen krankhafter Zustand sich, überdies noch durch andauernde Verstopfung, Durchfälle und Erbrechen kundgab. Die Krankheit, die von dem heutigen Veitstanz, der Chorea minor, völlig verschieden, eher mit der Hysterie verwandt ist, kann sehr wohl hier ihren eigentlichen Sitz gehabt haben; nimmt man doch auch heute bei einzelnen Geisteskrankheiten eine regelwidrige Tätigkeit von Organen des Unterleibes als Ursache an. Während der St.-Veitstanz in Deutschland im 17. Jahrhundert erlosch, erreichte der Tarantismus in Italien in ihm erst seine Blüte.

Von ausgestorbenen Seuchen wären noch zu erwähnen ein ansteckender Seitenstich, der gegen Ende des 10. Jahrhunderts in Zulin auftrat und täglich sieben bis zehn Opfer forderte, ein epidemisches Nasenbluten, das gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Etrurien und der Romagna die Bevölkerung belästigte und den Tod in 24 Stunden herbeiführte; ferner die merkwürdige Fieberkrankheit, die die Krieger Friedrich II. 1167 zu Rom ergriff, sich in schrecklichen Kopf- und Gliederschmerzen äußerte und in wenigen Tagen den größern Teil des Heeres den Gräbern zugeführt hatte. Aber von all diesen Krankheiten ist uns nichts Näheres überliefert. Eine andre Reihe von Krankheiten ist jetzt gerade daran, das Schicksal der ausgestorbenen zu teilen: der Hospitalbrand, der vor nicht allzu langer Zeit noch die Lazarette mit epidemischer Wucht überfiel, der Skorbut und der im nordwestlichen Frankreich vornehmlich bei Soldaten auftretende epidemische Kropf.

Blicken wir zurück auf die seltsame „Speisenkarte des Todes", so fällt uns gleich Nacht und Tag der große Unterschied auf, der die heutigen Verhältnisse von den früheren scheidet. Nur wer die Seuchengeschichte der vergangenen Zeiten durchblättert, bekommt eine Ahnung von dem Jammer und den Schrecknissen, die unsre Vorfahren ertragen mußten, Leiden, gegen die das heutige Leben trotz Blinddarm und Krebs ein Rosenpfad genannt werden muß. Es darf daher dieser Aufsatz nicht geschlossen werden, ohne den Vertretern der beiden Wissenschaften, deren mühsamem Kampfe der größte Anteil an diesem Fortschritt zuzuschreiben ist, der Bakteriologie und der Hygiene, Dank der Anerkennung zu spenden; auch im gegenwärtigen Kriege haben sie sich glänzend bewährt.

— Wie viele treue besorgte Blicke aus lieben Augen gehen einem verloren, während man auf das Zwinkern, das Schielen und Blinzeln der Welt rundum nur zu genau achtet und sich sein Teil Aerger, Kummer, Sorgen, Verdruß und Verzweiflung daraus holt.

— Wer sich bemüht ist, unparteiisch zu sein, der braucht weder gegen Tote noch gegen Lebende eine wohlfeile Pietät hervorzukehren.

— Im Alter versteht man besser die Unglücksfälle zu verhüten, in der Jugend sie zu ertragen.

Der Geist in der Zisterne.

„Mr. John Morton, 54 Jahre alt, ledig, Privat, von hoher Statur, mit blondem, in der Mitte geteilten Vollbart, Haaren gleicher Farbe, hat vor zwei Monaten eine Reise über Deutschland, Oesterreich und Italien angetreten. Die letzten Nachrichten sind von ihm aus B. vom 8. Juli an seine Familie dahier eingetroffen, seitdem ist von demselben jede Spur verschwunden. Er dürfte im Besitze einer größeren Geldsumme gewesen sein. Ersuchen um Nachforschen und Bekanntgabe eines positiven Resultates gegen Rückvergütung aller Auslagen und Zusicherung einer entsprechenden Belohnung für sachdienliche Anhaltspunkte."

So lautete ein Zirkular, das wir von der Polizei in London erhielten. Dasselbe wurde dem Vorstande des Meldungsamtes übermittelt und gelangte an mich mit der Bemerkung zurück: „Mr. John Morton hat vom 9. auf den 10. Juli hier im Grandhotel übernachtet und ist unbekannt wohin abgereist."

„Rufen Sie Margoni," befahl ich dem Amtsdiener. Margoni war nach meiner Ansicht entschieden der tüchtigste unserer Polizeiagenten. Klein, aber äußerst beweglich, mit einem oft geradezu verblüffenden Spürsinn ausgestattet, von geringer Schulbildung, doch reicher praktischer Erfahrung und einer seltenen Ausdauer im Dienste, bot er reichen Ersatz für das, was ihm die Natur an Körperstärke versagt hatte. Eine Arretierung führte er in den seltensten Fällen durch, da er bei jedem halbwegs kräftigen Individuum im Falle des Widerstandes hätte unterliegen müssen, dafür aber wußte er jede Spur, die sich zur Entdeckung eines Verbrechens bot, bis an das Ziel zu verfolgen. Margoni war entschieden in diesem Falle mein passendstes Werkzeug. Und in der Tat, vormittags hatte ich ihm mit wenigen Worten die Schritte bezeichnet, welche er vorläufig zur Einleitung der Recherchen an Ort und Stelle unternehmen sollte und nachmittags konnte er mir schon den einem Erfolge berichten.

Mr. Morton war am 9. Juli mit dem Südexpreßzuge nachmittags hier eingetroffen, hatte im Grandhotel Absteigequartier genommen und sodann einen Rundgang durch die Stadt gemacht. Im Bankgeschäft N. wechselte er eine Note von 100 Pfund Sterling in Napoleondors ein. Im Hotel selbst hatte er, wie aus dem Duplikate seiner Zimmerrechnung hervorging, ein einfaches Abendessen verzehrt, sich zwei Portionen gemischten kalten Aufschnitts nebst einer Flasche Bordeaux auf sein Zimmer bringen lassen und die Rechnung noch am selben Abend beglichen. Wann und wohin er am nächsten Tage seine Tour fortgesetzt, konnte nicht mehr eruiert werden, da sowohl der Zimmerkellner als auch der Lohndiener seitdem gewechselt worden waren und sich vom übrigen Hotelpersonal niemand mehr des Fremden erinnerte. Als Nachtragspost befand sich auf der Rechnung die Bemerkung: „Für die Expedition eines Koffers nach Genua 15 Lire 26 Centesimi."

Ueber meine telegraphische Anfrage erhielt ich von der Quästur in Genua die Antwort, daß der betreffende Koffer auf der dortigen Dogana noch unbehoben liege. Mr. Morton war also nicht nach Genua gekommen und der Verdacht begründet, daß er bald nach dem Verlassen unserer Stadt verschwunden sei.

Wie hatte er nun unsere Stadt verlassen?

Mittels Eisenbahn schwerlich, da er sonst seine Effekten wohl kaum als Frachtgut aufgegeben hätte. Wahrscheinlich hatte er eine Fußtour unternommen. Dafür sprach schon der Umstand, daß er sich kalten Aufschnitt und eine Flasche Wein nach dem Abendessen auf das Zimmer bestellt hatte. Da er die Rechnung noch am selben Abend beglichen hatte, mochte er seine Tour wohl schon zu früher Morgenstunde angetreten haben.

Dies waren die Anhaltspunkte, die ich unserem Agenten geben konnte, auf ihrer Basis mußte er nun die weiteren Recherchen einleiten.

Etwa acht Tage später erhielt ich von Margoni ein mit Bleistift geschriebenes Billett folgenden Inhaltes:

„Verehrtester Herr Kommissär!

Ich bin in der Osteria „Belvedere" nächst Santa Barbarina am Monte Croce in Dienst getreten. Sollten Sie auf einer Tour diese Gegend passieren, würde dies sehr erfreuen

Ihren ergebensten Diener

Giuseppe Margoni."

Es war dies eine Nachricht, die jeden Laien überrascht hätte. Mir aber war sie wohlverständlich. Margoni hatte die Spur gefunden und verfolgte nun dieselbe mit seinem gewohnten Geschicke.

Ich zeigte die Mitteilung unserem Chef. Derselbe schüttelte den Kopf.

In den Dienst getreten? Ob Margoni nicht diesmal doch damit zu weit gegangen ist und sich mehr engagiert hat, als es für den Fall zulässig erscheint?

„Margoni ist vorsichtig, Herr Direktor, und es handelt sich immerhin um das Verschwinden eines Menschen, vielleicht einen Mord."

„Vielleicht, ja, die Anhaltspunkte sind aber bisher nur geringfügige und Margoni ist allerdings ein guter Polizist, aber ob er auch das richtige Kriterium hat, steht sehr in Frage. Der Wunsch nach Ihrer Unterstützung, den er indirekt ausspricht, scheint meine Ansicht zu bestätigen. Er soll erfüllt werden. Ich stelle Ihnen hiermit die Ermächtigung aus, in dieser Angelegenheit eine Dienstreise nach Santa Barbarina anzutreten. Dort mögen Sie sich von der Sachlage überzeugen und nach Ihrem Dafürhalten eventuelle Verfügungen treffen. Hier gebe ich Ihnen dazu die offene Order."

* * *

Am nächstfolgenden Tage trat ich in der Osteria „Belvedere" bei Santa Barbarina ein.

„Wo ist der Wirt?" fragte ich ein hübsches junges Weib, das auf dem offenen Herde der rauchgeschwärzten Küche die Polenta rührte.

„Er führt Alpinisten über den Monte Croce, ich aber bin sein Weib. Was wünscht der Herr?"

„Unterkunft für diese Nacht und ein frugales Abendbrot."

„Ihr könnt Beides haben, wenn Eure Ansprüche bescheiden sind. Hier nebenan ist eine Kammer mit einem Bett und sobald die Polenta fertig ist, wird auch für Euch davon ein Stück mit Käse und Speck abfallen."

„Danke. Der weite Weg hat mich hungrig und durstig gemacht. Kann ich ein Glas Wein haben?"

„Gewiß. Dort ist die Gaststube."

Ich betrat den angebotenen Raum, eine kleine Kammer mit Steinboden und einem langen rohen Tische und ebensolchen Bänken. An einer der schmutziggrauen Wände hing das Oelbruchbildnis Garibaldis mit der grellen „Camicia rossa". Hinter dasselbe war ein Palmenzweig gesteckt. Es war die Gaststube einer Osteria der bei uns gewöhnlichsten Sorte. Eine schlecht instande gehaltene Petroleumlampe, die von der Decke hing, goß über dieselbe ihr spärliches Licht aus.

„Beppo," tönte draußen die wie bei den meisten Italienerinnen rauhe Stimme der Wirtin.

„Commanda?" schallte es aus der Tiefe eines Kellers zurück.

„Mezz'litro del buono."

„Pronto!"

Bald darauf trat ein allem Anscheine nach noch junger, bartloser, rothaariger Bursche in die Stube und stellte eine Flasche Rotwein vor mich hin. „Felice sera, signore."

Ueberrascht blickte ich bei dem Klange der Stimme auf. War es denn möglich? Aeffte mich ein Phantasiegebilde oder stand in dieser Gestalt wirklich Margoni vor mir?

„Ja, ja, Herr Kommissär, ich bin es, und daß Sie mich nicht gleich erkannt haben, macht mich stolz, wenigstens ist mein Plan, hier vor allen Erkennungseventualitäten sicher zu sein, gelungen. Alles Nähere später."

Wir hatten das Gespräch nicht weiter fortsetzen können. Einige Bauern aus der Umgegend, allem Anscheine nach tägliche Gäste, betraten das Lokal. Sie nahmen keine Notiz von mir, da sie wahrscheinlich gewohnt waren, hier öfters Touristen zu sehen und begannen bald das landesübliche „a la mora-Spiel". Was genierte es sie, daß es das Gesetz bei Lampenlicht verbot? In dieser entlegenen Gebirgsgegend ließ sich wohl selten ein Gendarm blicken.

„Wann kommt Euer Mann zurück?" fragte ich die Wirtin, als sie mir das Abendbrot vorsetzte.

„Vielleicht morgen, möglicherweise aber auch erst übermorgen, mit Bestimmtheit kann ich es dem Herrn nicht sagen."

„Und ist er der einzige Führer hier?"

„Der einzige. Lorenzo Palma, der ebenfalls die Wege genau kennt und ein Konzessionsbuch besitzt, dient gegenwärtig als Soldat."

„Fatal. Da werde ich mir überlegen müssen, was ich tun soll."

„Der Herr hat ja Zeit dazu bis morgen früh."

Gewiß hatte ich Zeit dazu, und je mehr mir blieb desto besser. Ich war abends nicht mehr in der Lage, Margoni zu sprechen, aber ich wußte, daß er sobald als möglich die Gelegenheit dazu schaffen würde. Ich begab mich daher in meine Kammer, aber nicht zur Ruhe. Kaum daß es still im Hause geworden war, klopfte es auch leise an meine Tür. Ich öffnete dieselbe vorsichtig und mein Polizeiagent trat ein.

„Nun, wie steht's, Margoni?" fragte ich gespannt.

„Wir sind auf der Spur, Herr Kommissär, John Morton hat am 10. Juli hier übernachtet."

„Woher wissen Sie dies?"

„Von Lorenzo Palma, dem zweiten Führer, der am selben Tage nach B. zu den Landesschützen eingerückt ist. Er selbst hat ihn in die Osteria „Belvedere" gewiesen. Die Personsbeschreibung, die er mir entworfen hat, stimmt haarscharf mit unserem Signalement."

„Und wohin hat Morton von hier seinen Weg genommen?"

„Nirgendshin, Herr Kommissär, hier ist er spurlos verschwunden."

„Verschwunden? Woraus schließen Sie dies, Margoni?"

„Aus dem Umstande, daß Donato Pagoni, der Wirt und damals wie jetzt der einzige Führer, ihn nicht über den Monte Croce geleitet hat. Donato hat ein genaues Führerbuch. Aus demselben ist ersichtlich, daß er am 10. Juli nachts von einer Tour zurückgekommen sein muß, vom 11. und 12. Juli fehlen jedoch die Aufzeichnungen und John Morton erscheint weder im Führer-, noch — was weit mehr verdächtig ist — im Fremdenbuche, wo doch jeder Gast, der übernachtet, vorgemerkt sein muß, verzeichnet."

„Sie sind dessen gewiß, Margoni?"

„Jawohl, Herr Kommissär, noch mehr. Wenn Sie morgen das Fremdenbuch revidieren, können Sie sich überzeugen, daß gerade das Blatt, welches den Namen John Mortons enthalten mußte, aus dem Buche gerissen ist."

„Und gibt es noch weitere Verdachtsmomente?"

„Ja, diesen Knopf, den ich im Hofe hinter dem Hause gefunden habe."

Er reichte mir einen weißen beinernen Manschettenknopf, der die verschlungenen Initialen J. M. trug. Ein gravierender Fund. Mußte aber dieser Knopf gerade John Morton gehört, konnte ihn nicht bei dem regen Touristenverkehr ein beliebiger Josef Maier zufällig verloren haben?

„Und woraus wollen Sie, Margoni, schließen, daß Morton gewaltsam aus dem Wege geschafft wurde? Halten Sie den Wirt und Führer Donato Pagoni für fähig, einen Raubmord zu begehen?"

„Nein, Herr Kommissär, der Mann ist nicht habsüchtig, wie ich mich in den wenigen Tagen meines Hierseins überzeugt habe, aber er ist jähzornig und gewaltsam, beides Eigenschaften, die ihn im Gelegenheitsfalle zum Verbrecher machen können."

„Und Sie haben den Knopf im Hofe gefunden?"

„Jawohl. Er lag in den Resten verstreten und wäre kaum je wieder an das Tageslicht gekommen, wenn ich nicht dort wie überall im Hause nach Indizien gesucht hätte."

„Führen Sie mich zur Stelle, Margoni."

„Aber, Herr Kommissär, jetzt in der Nacht?"

„Gerade deshalb, wir werden um so unbeachteter bleiben. Licht brauchen wir keines, der Mond wird u